Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

DIE SCHWEIZERJAHRE DER GROSSFÜRSTIN ANNA FEODOROWNA

Bei vielen Lebensbeschreibungen empfindet der Leser es peinlich, daß der Held ein so viel größeres Format hat, als sein Biograph; dagegen ist es sehr selten, daß der Biograph ein gutes Stück über seinem Helden steht. Bei der Lebensbeschreibung der Großfürstin Anna Feodorowna ist das der Fall.

Hier schreibt eine kluge, gewandte Verfasserin über eine Frau, die man, milde ausgedrückt, ein Gänseblümchen nennen könnte. Wäre dieses weibliche Wesen, das hier dargestellt wird, nicht zufällig durch Heirat Großfürstin von Rußland geworden, so hätte nichts ihr Andenken bei der Nachwelt erhalten können.

Das Werk heißt: «Die Schweizerjahre der Großfürstin Anna Feodorowna von Rußland», und die Verfasserin — denn das Buch ist unverkennbar von einer sehr feinen, liebevollen Frauenhand geschrieben —, die Verfasserin nennt sich Alville (Herbert-Lang-Verlag, Bern). Die Betonung liegt auf den «Schweizerjahren» Anna Feodorownas, und tatsächlich ist das gesellschaftliche Leben in Bern und Genf, das seine Kreise um die Großfürstin zog, das Interessanteste und des Beschreibens Würdigste im Leben «ihrer kaiserlichen Hoheit».

Unserer Generation allerdings, die gesehen hat, und noch sieht, wie in großen Teilen Europas ganze Fürstenhäuser und Adelsgeschlechter ausgerottet oder vertrieben wurden, und wie nur diejenigen unter ihnen ihre Existenz retten konnten, die zu den Tüchtigen unter den Menschen gehören, will es unbegreiflich erscheinen, daß die bedeutendsten Männer und Frauen Berns um die Wende des 19. Jahrhunderts hingerissen einer jungen Frau huldigten, der sie geistig weit überlegen waren, nur weil diese in dem blendenden Glanz eines hohen Titels unter ihnen erschien.

Gewiß, Anna Feodorowna war liebenswürdig, schalkhaft, «quecksilbrig», hübsch, elegant, und der Rahmen ihres Schweizer Lebens war die zauberschöne Elfenau, dieses entzückende Landgut an der Aare bei Bern, und später das Châtelet de la Boissière bei Genf, aber all das hätte nicht genügt, eine Frau ohne Rang unsterblich zu machen.

Wer war denn diese Anna Feodorowna, die einen ganzen schweizerischen Hofstaat um sich versammelte?

Im Jahre 1795 war Julie von Koburg mit zwei älteren Schwestern unter der Obhut der Herzogin, ihrer Mutter, nach Rußland zur Brautschau befohlen worden, weil der zweite Enkel der großen Katharina, Großfürst Konstantin, verheiratet werden sollte. Das war nicht das erste Angebot von Bräuten aus einem kleinen deutschen Fürstenhaus, seitdem eine Tochter Peters des Großen einen Herzog von Holstein-Gottorp geheiratet hatte.

Berühmt ist Katharinas Brautreise, dann die Vorführung der Hessen-Darmstädtischen Prinzessinnen, als es galt, Katharinas halbwahnsinnigen Sohn, Paul, zu verheiraten. Sechzehn Jahre später erschien die Markgräfin von Baden, die ihre junge, schöne und liebenswürdige Tochter, Elisabeth, dem späteren Zaren Alexan-

der I. anbot, und endlich kamen die Koburgerinnen, deren eine Konstantin gefallen sollte.

Drei Brautangebote hatten Erfolg gehabt, aber wie viele Kandidatinnen waren, reich beschenkt, aber unter bedauerndem Achselzucken, wieder heimgeschickt worden.

Die drei kleinen Koburgerinnen samt ihrer Mutter gefielen weder Katharina noch Konstantin, aber Julie, die Jüngste, wurde dennoch gewählt, weil sie nicht so tödlich langweilig und so unschön war wie ihre Schwestern. Sie lachte viel und hatte immer Schabernack in ihrem vierzehnjährigen Köpfchen, und war zudem hübsch anzusehen.

Die heißersehnte Ehe wurde aber vom Tage der Hochzeit an zu einem Martyrium für die junge Frau; aber anstatt an ihrem Schicksal zu wachsen, gewinnt man den Eindruck, daß die junge Frau, die nach wenigen Jahren eine Zuflucht in der Schweiz findet, weder ihre Eitelkeit, noch ihre Naivität, noch ihre Unselbständigkeit verloren hat. Aus vergangenem Leiden «zieht sie lediglich den kindlichen Schluß, daß das Unangenehme des Lebens genau so rasch vorübergeht wie das Angenehme».

Zu ihrer Zerstreuung, und weil sie immer auf leichte Art verliebt ist, erwählt sie mehrere Geliebte nacheinander; sie macht Anspruch auf ein freies Leben, aber grämt sich entsetzlich, wenn die Gesellschaft tuschelt und schwatzt und ihre Abenteuer übertreibt.

Ein Blick auf Anna Feodorownas Zeitgenossin, Madame de Staël, die sich nicht im geringsten darum kümmerte, was die Welt von ihr sagte —, und die Großfürstin schrumpft auf ein sehr geringes Maß zusammen! Allerdings war Germaine de Staël mit einem überragenden Geist gesegnet, während Anna Feodorowna als Bestes eine schalkhafte, aber verspielte Munterkeit nachgesagt wird.

Typisch für die junge Frau ist ihre Korrespondenz, mit der sie sogar ihrer sanften Schwägerin und Freundin, der Zarin Elisabeth, so sehr auf die Nerven geht, daß diese behauptet, krank geworden zu sein über einem Brief Anna Feodorownas, der so lang war wie ein Buch. Die junge Großfürstin aber schreibt triumphierend von ihrer schriftlichen Geschwätzigkeit: «Ich habe mich heute schon halbtot geschrieben», oder: «ich habe gestern den ganzen Tag geschrieben und heute ebenfalls, aber ich sehe eigentlich keinen Grund, warum man zu Ende kommen sollte.»

Sie verspielt und vertändelt ihre Tage. Das einzig angeführte Gespräch der Großfürstin mit ihren Damen dreht sich um Rüschen, Pelzbesatz, Schleier und dergleichen; daneben liebt sie das leichte Theater und, allerdings, gute Musik; die Geselligkeit aber geht ihr über alles. Deshalb fürchtet sie, als endlich ihre Scheidung ausgesprochen wird, der Verachtung anheimzufallen, und «nur ein einziger Gedanke erfüllt ihr Herz, einen Gatten zu finden. Unter Aufbietung aller Verlockungen ihres koketten Wesens geht sie denn auch wirklich daran, einen Lebensgefährten zu suchen», aber die junge Frau hat kein Glück mit der Ehe und «bescheidet sich schließlich tapfer mit der Einsamkeit der Elfenau».

Diese Elfenau, die Anna Feodorowna, lange vor ihrer Scheidung von Konstantin, unter Anleitung des Berner Ratsherrn Luternau zu einem romantischen Paradies umgeschaffen hatte, ist ihr großes Verdienst; ob es aber ein Verdienst war, daß sie in jenen Jahren den guten R. A. Schiferli, der verheiratet und Vater zweier Kinder war, verführte, das könnte nur Madame Schiferli entscheiden. Schuld an diesem Idyll war Anna Feodorownas Bruder, der Herzog von Koburg, der sich davon überzeugt hatte, daß der frühere Geliebte und Oberhofmeister seiner Schwester, Seigneux, diese in «kläglicher Sklaverei» hielt; er ließ deshalb diesen Verehrer verschwinden und setzte an seine Stelle den klugen, ehrbaren Doktor der Medizin, Rudolf Abraham Schiferli.

Vermutlich haben die Koburger Herrschaften die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als diese so umsichtig scheinende Wahl zunächst die Folge hatte, daß Anna Feodorowna in aller Stille in Koburg ein Töchterchen gebar. Das war im Jahre 1811, dann kehrte die Großfürstin in die Schweiz zurück.

Uebrigens faßte sich der von den Koburgern zum Baron ernannte Dr. Schiferli sehr bald und wurde ein strenger Mentor für die Großfüstin. Er bekämpfte ihre heillose Geldverschwendung so gut er konnte, bevormundete sie in allem und fügte sich nur seufzend und grollend in Anna Feodorownas exzentrische Launen und Gewohnheiten.

Das Leben der Großfürstin plätscherte sachte dahin von Jahr zu Jahr. Die politischen Ereignisse berührten sie wenig; «die Wirren des Jahres 1831 drangen nur als leichte Aufregung, die zudem bloß dummem Weibergeschwätz zu verdanken war, wie Herr von Schiferli behauptete, in die Stille der Elfenau», aber immer mußten Menschen um sie sein. Ein heller Glanz fällt auf ihr Dasein durch die Namen bedeutender Zeitgenossen: Niklaus Friedrich von Mülinen, Niklaus Rudolf von Wattenwyl und Emanuel Friedrich von Fischer waren Getreue ihres Salons; von auswärtigen Fürsten und Berühmtheiten gar nicht zu reden. Sehr anmutig ist die Beschreibung, die die Verfasserin von den Berner Patrizierhäusern gibt, in denen die Großfürstin mit Freuden verkehrte, und wie ein zartfarbiger Stich von Aberli oder Freudenberger mutet die Darstellung der Elfenau an. Aber ihre Tage sollte die Großfürstin nicht in der Elfenau beschließen. Als ihr guter Schiferli gestorben war, hielt die Großfürstin es in der Elfenau nicht mehr aus; so verschlug es sie durch allerlei Beziehungen nach Genf.

Sie ist nun eine Frau von etwa 55 Jahren. Manche Todesfälle haben ihr tiefes Leid gebracht; Alexander und Elisabeth sind nicht mehr unter den Lebenden, ihre Schwester Antoinette ist gestorben und schließlich verliert die Großfürstin auch noch ihre kaum verheiratete Tochter. Und dennoch wird von ihrem Erscheinen unter den strengen Genfern gesagt, daß «ihre Sitten, ihr Hang zum Luxus, ihre Leidenschaft für Theater und Toiletten, und jenes gewisse Schwebende, Allzuleichte, welches ihr kindhaftes Wesen mit dem Schein des Frivolen umgab», ihr den Zutritt in die feierlichen Adelskreise der Stadt Calvins sehr erschwerten.

Und nun tritt ein, was bei älteren Lebedamen meistens den Schluß des Lebens bildet: man wird fromm und wohltätig. Sei es nun, um dem lieben Gott kurz vor Torschluß Sand in die Augen zu streuen, sei es, um sich vor der Mitwelt einen guten Abgang zu sichern oder sei es aus echter Reue.

Bei Anna Feodorowna brauchte es zwar keine völlige Umkehr; sie hatte immer eine offne Hand, ein gütiges Herz und soviel Frömmigkeit besessen, wie es zum guten Ton gehörte.

Mit 79 Jahren starb die Großfürstin. Und nun hört der erstaunte Leser aus ihren letzten Tagen eine so köstliche Anekdote, daß man auf den Gedanken kommt, auf dieser Geschichte fußend hätte man, rückwärtsschauend, das ganze Dasein dieser Frau aufbauen sollen; nur müßte man wissen, ob die «beinahe letzten Worte» einen ungeheuren Humor verraten, oder nur die unversiegbare Eitelkeit einer vielumworbenen Frau.

Die Anekdote von der sterbenden Großfürstin, deren Gedanken sich mit einem kleinen Kinde aus ihrer Bekanntschaft beschäftigen, erzählt:

«Als Doktor Gosse einmal allein bei ihr war, glaubte er sie eingeschlafen und näherte sich leise ihrem Lager. Da hörte er sie zärtlich flüstern: ‚Oh, mein kleiner Liebling.' Doch als sie den Arzt gewahr wurde, fügte sie prompt bei: ‚Bilden Sie sich ja nicht etwa ein, daß Sie mein kleiner Liebling sind.' Das waren beinahe die letzten Worte, die sie sprach.» Immerhin ungewöhnlich für eine Sterbende.

Die Großfürstin Anna Feodorowna in der Schweiz ist eine Parallelerscheinung zur Königin Hortense auf Arenenberg. Auch Hortense war bei aller Anmut ihres Wesens keine bedeutende Frau, immerhin hatte sie einen Sohn hervorgebracht, den späteren Napoleon III., der in der Weltgeschichte keine kleine Rolle spielte.

Anna Feodorowna hat nichts hinterlassen als einen hübschen Park, den sie zudem den Gedanken und Plänen eines bedeutenden Mannes verdankte; aber wenn diese kleine muntere Frau auch nur wie ein Schmetterling durch ihre Lebenszeit flatterte, so muß man doch der Verfasserin danken, daß sie ihr Bild vor der Nachwelt erstehen ließ; denn es ist wohl wert, daß man dieses Kapitel schweizerischer Kulturgeschichte in und um die Elfenau und unter den mächtigen Bäumen des Châtelet de la Boissière, in dem Anna Feodorowna der Mittelpunkt war, vor dem Vergessen bewahrt.

Die ausgezeichnete Uebersetzung, die einem Originalwerk gleicht, stammt von Charlotte von Dach, während der Herbert-Lang-Verlag, Bern, das Buch in sehr gediegener Aufmachung mit schönstem Druck und einer Reihe interessanter Bilder als eine erfreuliche Gabe für jeden Bücherfreund herausgegeben hat.

MARY LAVATER-SLOMAN

EINE GEISTESGESCHICHTE DES NATIONALISMUS

Das kleine Kind erobert sich seine Umgebung durch Wahrnehmung und wird sich ihrer in dem Moment bewußt, wo seine Wahrnehmung weitere Kreise betritt. Es weiß, in welcher Familie es daheim ist, wenn es mit den Nachbarskindern spielt; es weiß, aus welcher Stadt es ist, wenn es bei Verwandten weilt und so fort. Ja, der junge Mensch weiß auch, daß er Schweizer oder Franzose ist, wenn er von anderen Ländern hört; aber die Wahrnehmungen und die verschiedenen einzelnen Bewußtseinsmomente entbehren des Zusammenhangs. Sie hangen im dunkeln Raum, bis das Bewußtsein des Geistes erwacht. Alles Wahrgenommene erhält eine neue Perspektive, das Gegenständlich-Leere gewinnt den neuen Inhalt, weil wir es geistig fassen, weil wir uns zu ihm in Beziehung setzen. Wenn es diese Beziehung zwischen dem bewußten Ich und den bewußt gewordenen Umweltsinhalten gibt, gibt es auch die wandelbare Einstellung zu ihnen: das Urteil. — Gegenüber soziologischen Umweltsinhalten nun wird das Urteil zur Entscheidung darüber, ob wir ihnen angehören wollen oder nicht. Im politischen Leben der Gemeinschaft fragt es sich, wem der einzelne am meisten zugehört. Man wird meistens sagen: dem Staat, denn er ist es, welcher das Gedeihen aller unteren soziologischen Gruppen erst ermöglicht, wenn er für Ordnung im Innern und gegen außen für Sicherheit sorgt. Der absolutistische Staat war aber von dem heutigen Nationalstaat dem Wesen nach verschieden. «Vor der (französischen) Revolution gab es Staaten und Regierungen, darnach entstanden Nationen und Völker.» Wenn der einzelne im Mittelalter höchste Loyalität Gott schuldete und wenn dieses Verhältnis mit Renaissance und Reformation mehr und mehr verweltlicht wurde zugunsten des Herrschers und damit an Sinn verlor, so erfuhr der Staat seine in den Konsequenzen größte Stärkung dadurch, daß nach der Auffassung des Nationalismus der einzelne über allem und vor allem der Nation verpflichtet sei oder dem Vaterland.

Es ist eine *Richtung des Geistes:* die Inhalte, welche der einzelne den sozialen Gebilden zubilligt, und seine Entscheidung, ob er die so beinhalteten sozialen Gebilde billigt oder mißbilligt. Und wir haben es dann mit einer Geistesgeschichte zu tun, wenn einer es unternimmt, die Entwicklung dieses Geistes des Menschen als Formgebung nach außen und als Selbst-Formung im Innern darzustellen, mit dem Bewußtsein des eigenen Standortes, aber dann nicht, wenn einer uns gewesene

Institutionen wie eine Sammlung von Schneckenhäuschen zeigen würde. Es ist eine Wohltat, heute, wo die meisten meinen, so bekannte Dinge wie den Nationalismus im Sack zu haben, die Geistesgeschichte dieses Nationalismus verfolgen zu können. *Hans Kohn* hat als ausgezeichneter Kenner der Geschichte und der Verhältnisse Rußlands und des Nahen Ostens verschiedene Werke über den Nationalismus in diesen Zonen geschrieben. Die eigene Anschauung kommt ihm, dem in Prag aufgewachsenen ursprünglichen Deutschen, der seit 1931 in den Vereinigten Staaten lehrt, in seinen Studien besonders zustatten. Sein *«The Idea of Nationalism»*[1] wird mit dem später erscheinenden zweiten Band «The Age of Nationalism» zusammen die Summa seiner Erfahrungen und Forschungen darstellen; im gesamten der übrigen Literatur zum Nationalismus steht dieses Werk in allervorderster Reihe. Die Verbindung wissenschaftlicher Forschung und klaren Denkens mit umfassendem Blick und schöner Sprache — ich weiß nicht, ob ich sie einer glücklichen Verbindung von Momenten deutscher und angelsächsischer Wissenschaftlichkeit zuschreiben darf, was ich am liebsten täte.

Nur wenige Gedanken, die mir wichtig scheinen, können hier lückenhaft nachentwickelt werden. Zunächst: das Buch schließt etwa da, wo die landläufigen Darstellungen anfangen, daß heißt, es will nicht nur darstellen, sondern begreiflich machen, nicht nur aus der Darstellung kurz zurückgreifen, sondern die historisch-kulturellen Phänomene von Anfang an analysieren. Der *ganze* geistige Problemkreis wird lebendig: Nationalismus und Universalismus. Ist das ein Gegensatz? — Wenn der einzelne sich zu bewußtem freiheitlichem Patriotismus entwickelt hat, hat er dann seinen letzten Schritt getan, wird er ein verbohrter Nationalist bleiben müssen? Man wird sagen: Nein, er kann sich darüber zu einem Weltbürgertum bekennen, das der nationalen Beschränktheit entwachsen ist. Aber wie viele können das, wie viele haben es getan? Es sind die wenigen. Die vielen halten sich am Nächsten, am Faßbaren oder doch anscheinend Faßbaren. — Mit Nationalismus und Universalismus meint aber niemand in erster Linie das Verhalten des einzelnen; im ersten Verstand meint man damit das «Verhalten von Völkern»; und weil dies kein Begriff ist, muß man sie erkennen als Geistesströmungen, die das Handeln der Menschen beeinflussen, oder besser als solche, mit Hilfe welcher sich das Handeln der Menschen beeinflussen läßt. Den Politikern — Imperatoren, Kaisern, Päpsten, Königen und Staatschefs — dienten Nationalismus und Universalismus gleicherweise als unsichtbare Siegfriede im Kampf für ihre eigene Stellung wie für die Ausdehnung der Macht.

Nationalismus und Universalismus — nicht mehr im Geiste des einzelnen, sondern als Kräfte politischen Wollens — sind erst recht nicht gegensätzlich. «Es ist kennzeichnend, daß im Altertum nur die zwei national bewußten Völker einen bewußten Kosmopolitanismus und Universalismus entwickelten» (S. 36): die Juden und die Griechen. Bei den Juden finden sich deutliche Züge des Nationalismus: das Bewußtsein nationaler Geschichte, besonders des Vertragsschlusses zwischen Gott und Israel, der Gedanke des auserwählten Volkes und der Messianismus. Vor allem in dem Erwähltheitsgedanken liegt der politische Universalismus als Universalanspruch auf dem religiösen Gebiet. Man sieht, daß dieser Universalismus von dem ersten, von der universalistischen Tendenz des einzelnen wesensverschieden ist; dem Streben des einzelnen wird der Ausdruck Weltbürgertum gerechter. Was für den einzelnen ein Hinausschreiten aus dem bloßen Befangensein im Nationalen ist, ist in einem Volk ein Besserheits- und Heilsbewußtsein, das auf äußere Heilserfolge zielt.

Der politische Universalismus kann religiöser oder philosophischer Natur sein: auf der Religion gründete der Universalismus der Juden und auch derjenige der

[1] Hans Kohn, «The Idea of Nationalism», New York, The Macmillan Company, 3. Auflage, 1946.

Päpste; auf stoischen Grundlagen ruhte der Universalismus des römischen Imperiums und dann viel wesentlicher der im England der Glorious Revolution wachwerdende Universalismus. So etwa kann man schematisieren. Kohn geht aber weit vorsichtiger zu Werk: «Der Universalismus des (römischen) Reiches, der in der hellenistischen Kultur wurzelte, aber von der Exklusivität des griechischen Staates frei war, bereitete den Boden für den Universalismus des Christentums, das im Judentum wurzelte, aber von der Exklusivität Israels frei war.» (S. 70.) Und was man im Mittelalter leicht für Kämpfe «nationaler Befreiung» von der Bevormundung der Kirche nehmen könnte, ist vielmehr die Auseinandersetzung zweier Universalansprüche: «Die hauptsächliche Auseinandersetzung im Mittelalter bestand nicht zwischen einem Universalismus und dem Wunsch der Abtrennung einzelner Gruppen, sondern zwischen zwei Formen des Universalismus: *Sacerdotium* und *Imperium.» (S. 79.)* «Die herrschende Auffassung alles Lebens und aller Geschichte war für die Päpste, für die Hohenstauffen, für Dante und Petrarca, für die milites regis Francorum eine und dieselbe.» (S. 104.)

Im Spanien der Renaissance gab es keinen Nationalismus, um so viel weniger einen Universalismus. Das ist wichtig: man wird nicht in jedem Expansionismus, in allen weitreichenden Eroberungen einen Universalismus am Werk sehen können. Wie sehr immer diese politisch-historischen Erscheinungen von Machtgelüsten und rein-wirtschaftlichen Ueberlegungen überschattet sein mögen — wo auf ihrem Grunde irgendwo das Bewußtsein einer Auserwähltheit oder eines Adeptentums (entspringe dieses letztere auch nur einem geringen technischen Vorsprung) wacht und treibt, da ist in ihnen ein Universalismus lebendig. Beispielhaft zeigt sich dies in England. «Es war vor allem das alte Testament, welches Cromwell und seine Generation inspirierte... Die drei Hauptgedanken des jüdischen Nationalismus beherrschten das Bewußtsein der Zeit: der Gedanke des auserwählten Volkes, der Vertrag, die messianische Erwartung.» (S. 168.) Die britische Kolonialpolitik verlor nie ganz dieses Bewußtsein, der Welt etwas schuldig zu sein und den Völkern, die von europäischer Kultur nicht berührt waren, etwas leisten zu müssen.

Dieses ist der eine Problemkreis, dem Hans Kohns Werk zwangsläufig vornehmlich in der ersten Hälfte nachgeht. Mit weiterer grober Vereinfachung kann man die andere Hälfte auf einen zweiten Kreis reduzieren: die Gründe der andersgearteten Nationalismen in England, den Vereinigten Staaten und Frankreich einerseits, in Zentral- und Osteuropa, im Nahen und Fernen Osten andererseits. Wir Schweizer wissen um die Unterschiede, welche sich in der Reformation zwischen dem deutschen und unserem Geistesleben ergeben haben. Daß der Einfluß Luthers und des Luthertums auf die Deutschen und insbesondere auf die Preußen eines der verhängnisvollen Facta der deutschen Geschichte sei, darauf hat man im Zusammenhang mit dem «Problem Deutschland» verschiedentlich hingewiesen. Daß andererseits Zwingli nicht Nur-Theologe sondern Staatsmann war, ist das, was wir als das Schweizerische in seiner Persönlichkeit besonders betonen. Für die Entwicklung außerhalb der Schweiz war der Calvinismus die neuen Grund legende Geistesbewegung. «Das calvinistische Wissen um den unbegrenzten Wert jedes einzelnen bewahrte das englische Sozialleben weiterhin vor Gleichmacherei in bürgerlichen wie in religiösen Dingen.» (S. 178.) Das Luthertum fand Unterstützung beim deutschen Adel; anders der Calvinismus, der seinerseits den Mittelstand stärkte und selbstbewußt werden ließ.

«Im Westen schufen die Renaissance und die Reformation eine neue Gesellschaft, in welcher der Mittelstand und weltliche Bildung einen wachsenden Vorrang gewannen und die universale römische Reichsidee der mittelalterlichen Welt nicht nur tatsächlich, sondern auch in der Theorie verlassen wurde. Aber in Zentral- und Osteuropa erhielt sich dieser mittelalterliche Gedanke des Weltreiches und sammelte

sogar neue Kraft aus antiquarischen Forschungen — die unwirkliche, doch faszinierende Kraft einer Scheinwelt.» (S. 331.) Kohn läßt dem deutschen Geistesleben von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu Herder die eingehendste Würdigung zuteil werden. In diesem bedeutenden Kapitel werden auch immer wieder Lichter auf die deutsche Schweiz geworfen. Er tritt simplifizierenden Urteilen, wie sie über Kant und sein «Preußentum», über Klopstocks Verherrlichung des alten Germanentums und über Herders Entdeckung des Volkstums und seiner Bedeutung etwa geäußert werden, entgegen. «Preußen beruhte auf Autorität und Unterwerfung, Kants Philosophie auf Gleichheit und Autonomie.» (S. 396.) Und von Herder sagt er, daß «seine Liebe für Nationalität alle Nationalitäten und ihr nationales Leben umfaßte», wiewohl ja andererseits gerade hier die Ansätze liegen, welche in der Romantik dann zur Ausbildung der Volksgeisttheorien geführt haben. Kohn gibt seinen bedeutsamen Beitrag zu der Frage der Hintergründe und Gründe der Auseinanderentwicklung von West und Ost.

«Zwei hauptsächliche Auffassungen von Nation und Vaterland erwuchsen aus dem Durcheinanderlaufen von Einflüssen und Bedingungen ... Die eine war grundlegend eine rationale und universale Auffassung politischer Freiheit und der Menschenrechte, auf den Staat der Zukunft blickend. In ihr lebte die säkularisierte stoisch-christliche Tradition fort: in England in ihrer protestantischen Form; in Frankreich in ihrer katholischen Form. Sie fand ihren hauptsächlichen Träger in der politischen und wirtschaftlichen Stärke des gebildeten Mittelstandes und mit einem Betonungswechsel in den sozialdemokratisch organisierten Arbeiterbewegungen. Die andere war grundlegend auf die Geschichte gebaut, auf Denkmäler und Friedhöfe, sogar auf die Mysterien alter Zeiten und der Stammsolidarität zurückhorchend. Sie betonte die Vergangenheit, die Verschiedenheit und Selbstgenügsamkeit der Nationen. Sie fand ihre Träger vor allem in der Aristokratie und unter den Massen. Diese beiden Auffassungen des Nationalismus sind die Pole, um welche das neue Zeitalter mit seinen unzähligen Schattierungen und Uebergängen sich drehen wird: aus ihnen zieht es das Pathos und die Versprechen, welche die Herzen der Menschen und Massen ebenso bewegen, wie es in früheren Zeiten die Erwartungen himmlischer Seligkeit und Erlösung taten. Auch diese religiösen Auffassungen waren in zweifachem Sinn ausgelegt worden: die eine enger und ritualer gebunden an das Weiterleben alter Sagen und Mythen, die andere sich erhebend zu den freien Höhen und weiten Horizonten einer Weltherrschaft, kündend vom Menschen als dem Ebenbild Gottes. In dieser neuen Zeit ist der Nationalismus, der die Stelle der Religion einnimmt, so verschieden in seinem Ausdruck und seinem Wollen, in seiner Form und selbst in seinem Gehalt wie die Religion selbst. Doch in all diesen Abweichungen erfüllt er eine große Aufgabe — dem Leben des Menschen einen Sinn zu geben und seine edeln und unedeln Leidenschaften vor ihm selbst und vor der Geschichte zu rechtfertigen, ihn über die Einsamkeit und die Nichtigkeit seiner Tage zu heben und die staatliche Ordnung und Macht, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann, mit der Erhabenheit wahrer Autorität zu versehen.» (S. 574/75.)

Diese Sätze gegen Ende des Buches zeigen deutlich die Stellung Hans Kohns: als Historiker und auf festem ethischem Grund stehend, sieht er die Dinge illusionslos und scharf. Möglich, daß etwa ein Ausdruck von dieser oder jener Seite anfechtbar ist; das sind die Kosten für die Brillanz! — Das Verhältnis von Religion und Nationalismus, die Bedeutung der gegenseitigen Beeinflussung verschiedener Kulturen und vor allem: Kohns Offenlassen einer leisen Hoffnung — darauf konnte hier noch nicht eingetreten werden. Ich hoffe, daß sich dazu bei Erscheinen des zweiten Bandes Gelegenheit bieten wird.

OSCAR VOGEL

VOM SELBST ZUR WELT

In einer bekenntnishaften Schrift «Vom Selbst zur Welt» (Speer-Verlag, Zürich, 1947) spricht der Zürcher Arzt Hans Trüb vom zwiefachen Auftrag des Psychotherapeuten. Durch die Berufsarbeit der Diagnose und Therapie von Neurosen sieht er sich die Pflicht auferlegt, sein ärztliches Tun im Zusammenhang des Weltganzen zu betrachten und, an einem Meilenstein der eignen Entwicklung innehaltend, die Summe des bisher Geleisteten mit selbstkritischer Strenge zu ziehen.

Philosophische Schau und puritanischer Ernst geben der weder durch leicht eingehenden Stil noch durch eine auf den ersten Blick erkennbare Uebersichtlichkeit für sich einnehmenden Studie Gepräge und sittlichen Wert. «Unsere begrenzte ärztliche Aufgabe ist es, die einige Kraft der Seele aus dem Zustand der Flucht, der Lähmung und Verwirrung zurückzurufen und sie gegenüber der Welt standhaft zu machen.» Dieses Ziel läßt sich erreichen, wenn es gelingt, den «Patienten in der Hölle seiner Isolierung zu finden» und die in neurotischen Vorstellungen befangene Seele aus ihrem Zwang zu erlösen, um sie mit ihrem angestammten Lebenskreis neu zu versöhnen. Trüb rückt der Neurose gleichsam im Namen der Gemeinschaft zu Leibe; deutet er sie doch als «Verlust des Vertrauenszusammenhanges zur Welt.»

Im «Königsspiel dialogischer Bewußtwerdung» nimmt der Arzt, behutsam von Stufe zu Stufe vorausschreitend, anfänglich die Haltung des scheinbar nur um das individuelle Heil der Einzelseele bemühten Beraters ein. Hält er den Patienten für innerlich genügend befestigt, so wagt er die entscheidende Wendung zu vollziehen: als Arzt die Welt und das Anliegen der Gesellschaft mit der unabdingbaren Entschiedenheit echten Daseins stellvertretend zu verkörpern. Man spürt, wie Hans Trüb sein Amt in höchsten Pflichtzusammenhang gestellt weiß, wenn er vom «Weltauftrag des Arzttums» spricht und er durch die «personhafte Bewährung in einer konkreten Weltbegegnung» den Wunsch der Heilung kranker Gemüter erfüllt sieht.

Welcher Hingabe es aber bedarf, um in die «Irrgänge des seelischen Labyrinthes» einzudringen und die Ursachen ihrer Verschüttung aufzuspüren, wird besonders in den zahlreichen Hinweisen auf die unleugbare eigne Gefährdung des Arztes begreiflich. «Faszinativ wird der Leidende durch seine noch unbewußte Seele an den Helfer gekettet» und je entschiedener sich ein Ratsuchender der «befreienden Macht partnerischer Zwiesprache» unterstellt, desto größer ist auch die Gefahr der Uebertragung. Diese «Bewußtseinsbrücke von der Welt zur abgetrennten Seele» droht in dem Augenblick einzustürzen, wo der Arzt als «advocatus mundi» den entscheidenden Stellungswechsel vornimmt. Dr. Trüb bestreitet auch die Möglichkeit der Gegenübertragung nicht und für seine sympathische Einsicht in die Grenzen menschlichen Vermögens zeugt der kluge Rat an den Psychotherapeuten, des Gedankenaustausches mit einem als Beichtvater fungierenden Amtsbruder zu pflegen, wenn er einst selbst in den «magischen Bannkreis des neurotischen Geschehns» miteinbezogen zu werden befürchtet.

Das Unbehagen, das den Leser analytischer Berichte mitunter befällt, weil ihm die menschliche Seele darin oft zum sezierbaren Stoff herabgewürdigt erscheint, ruft die für eine edle Sorge um gesundes Menschentum und harmonisches Zusammenleben im Alltag zeugende Schrift nie hervor. Jahrzehnte seelenärztlicher Praxis vertieften im Autor den Glauben, «daß den Menschen der Auftrag, die Welt auf die in ihr angelegte Vollkommenheit hin zu gestalten, in der Selbstfindung erreiche.» Wie Gustave Richard in seiner «Psychanalyse et la morale» weiß er den kranken Menschen der sittlichen Ordnung keineswegs enthoben. Der Arzt hat deshalb dem Ziele zuzustreben, «die Kreuzesmitte des Menschen, das Ethos,

freizulegen und das schlummernde Bewußtsein seiner eigensten Verantwortung und damit die Kraft zur Umkehr» zu wecken.

Nicht erwünscht wäre es, wenn Hans Trüb in seinem von Gedankengängen Martin Bubers begleiteten Essay auf das Problem der Klärung der Wechselbeziehung zwischen dem Bewußtsein und dem Unbewußten näher eingetreten wäre. C. G. Jung sieht die «Geschichte des menschlichen Geistes als Erweiterung des Umfanges des Bewußtseins», bezeichnet aber mit der ihm eigenen Ehrfurcht vor der Größe des innersten Lebenszusammenhanges das «Unbewußte zugleich als ewig schöpferische Mutter des Bewußtseins.»

Trüb legt nun wohl überzeugend dar, wie die Technik der Anamnese einer «Auslegeordnung» der Bewußtseinsinhalte nicht entraten könne und erklärt, daß dem Psychologen das «Verfallensein an das Unbewußte eine Dämonisierung des Lebens» bedeute. Ungesagt aber bleibt, wie das Leben der Seele im feierlichen Akte ihrer völligen Heilung der Wohltat ihres eigenen Nichtbewußtseins wiederum teilhaftig wird und damit aufs neue, kraft schöpferischer Lebenseinheit, in Beziehung zum Weltganzen als Naturoffenbarung und Gleichnis übersinnlicher Ordnungen tritt.

Jedes seelenkundliche Buch stellt diese Frage dringlich, denn wen mahnte nicht Heinrich von Kleists unheimlich hellsichtiges «Marionettentheater», wo die zersetzende und schönheitsfeindliche Macht übersteigerter Bewußtheit entlarvt wird. In der ihre prophetische Geladenheit harmlos tarnenden Erzählung sehen wir jene Grazie des Seins gepriesen, welche die Schwelle des Bewußtseins ihrer selbst noch nicht überschritten hat. Darum wird man, aus Sorge um die unbewußte Gemütsharmonie des in Tätigkeit und Beschaulichkeit innerlich gleich freien Menschen, mit den Folgerungen der unzweifelhaft vom großen Ganzen der psychischen Menschheitsentwicklung aus zu beurteilenden Studie Dr. Hans Trübs nur dann einiggehen wollen, wenn man mit C. G. Jung dafürhält, daß «man das normale Leben nicht von der medizinischen Ecke aus betrachten kann».

Darum möge dieser schmale Band mit seinem hohen spezifischen Gewicht an religiösen Werten der Gemeinschaftsstiftung vor allem als Zeugnis eines im Dienst an der Seele gewachsenen, unablässig um Klarheit ringenden Menschen dankbar aufgenommen, weniger aber als Leitfaden für gesunde, ungebrochene Naturen ergriffen werden. Mit Dr. Trüb beugt sich sein Leser vor den unüberschreitbaren Grenzen der menschlichen Möglichkeiten, um innerhalb ihren Gemarkungen in seinem Sinne das Rettende wachsen zu lassen, wo Gefahr droht.

«Aus den Aengsten und Wehen dieser Gegensatzspannung — der Selbstverhaftung und Weltverstrickung — hilft kein Kompromiß heraus. Rettung bringt allein die dem Leben entrungene Anerkennung dieser Spannung als eines unaufhebbaren Faktums menschlicher Existenz in der Welt und das verantwortungsbewußte Standhalten in ihr.»

KONRAD KAHL

MEISTER KONRAD WITZ VON ROTTWEIL

Sehr wenige wirklich zuverlässige Tatsachen sind aus dem Leben von Konrad Witz auf uns gekommen.

In den Bischofsstädten Basel und Genf hat er gearbeitet. Beide sind von den Bilderstürmen stark heimgesucht worden (Basel 1529, Genf 1535). Das meiste Bildgut wurde vernichtet.

Geblieben sind von des Künstlers Werk zwanzig sicher identifizierbare Tafeln. Es handelt sich dabei um Altarflügel und Teile von solchen, also durchwegs um Werke, die der kirchlichen Kunst angehören.

Das geringe Wissen um Begebenheiten aus des Künstlers Leben einerseits, und andrerseits die Tatsache, daß die vor den Bildstürmen geretteten Werke nach allen Seiten zerstreut und teilweise in verborgenen Winkeln verwahrt worden sind, hatte zur Folge, daß die Witzforschung spät einsetzte. Wie jung diese ist, sehen wir schon daraus, daß erst in den neunziger Jahren, und zwar durch den Basler Forscher Daniel Burckhardt-Wertheim, die stilistische Zusammengehörigkeit des Basler Bildes «Begegnung Joachims und Annas unter der goldenen Pforte» mit demjenigen von Straßburg, «Die heilige Katharina und Maria Magdalena» erkannt wurde.

Eine Arbeit nach der andern erschien fortan über den Künstler. Zeichnungen, Handschriften und Gemälde wurden ihm zugeschrieben, die durchaus nichts mit seiner Person zu tun haben.

Beachten wir die derbe und kraftvolle Darstellungsweise von Konrad Witz, welche ohne das solide handwerkliche Können und ohne die kindlich fromme Weltauffassung, welche diesem Schaffen zugrunde liegt, kaum denkbar ist. Beachten wir daneben die geringe Anzahl von bestehenden Werken und deren einheitliche Prägung, dann vermögen wir uns zum vorneherein ein ziemlich deutliches Bild zu machen von einem Kunstband, der diese vereinigt: Er wird von einfacher und währschafter Ausstattung sein. — Dies trifft für den vorliegenden, 1947 im Urs Graf Verlag herausgekommenen Band durchaus zu. Er enthält alle bis dahin bekannten, sicher identifizierten und noch vorhandenen Werke des Meisters. Die eingestreuten farbigen Tafeln, darunter das eindrückliche Bild des Basler Kunstmuseums «Der heilige Christoforus», erhöhen den Wert des Buches bedeutend. Auch die Ausschnitte — in den meisten Fällen mit einem sicheren Verständnis für das Bildganze gewählt — sind bei diesem Künstler besonders gerechtfertigt, kommt doch in ihnen gerade der Eigenwert jedes einzelnen Bildgegenstandes zur Geltung. Im Betrachten solcher Ausschnitte wird uns erst ganz bewußt, welche Liebe zu handwerklicher Sauberkeit dem Künstler eigen ist, mit welcher Sorgfalt er auf die nebensächlichsten Dinge eingeht, die in ihrer plastischen Gespanntheit und in der harten Konturierung wirklich als Einzelgegenstände aufgefaßt sind, ohne daß sie deswegen nicht im Dienste einer straffen Bildeinheit stehen würden.

Das Vorwort stammt von Paul Leonhard Ganz. Es gibt uns in eingehender Weise Aufschluß über die geschichtliche Situation, über die fragmentarischen Kenntnisse von Leben und Werk des Künstlers wie auch über den Stand der jungen, sehr intensiven Forschungstätigkeit.

Ein begleitender Text, «begleitend» im wörtlichen Sinne verstanden. Gewinnen müßte ein solches Werk, wenn das Geschriebene im Dienste des Bildmaterials stehen würde, das heißt, wenn es als formdeutender Versuch aus ihm hervorginge. Daß das Werk von Konrad Witz einer solchen Deutung wert ist, bleibt wohl außer Frage.

P. PORTMANN

DIE ROSEN DER MAGDALENA MERLIN

Sieben Novellen von Richard B. Matzig

Das Buch beginnt mit der dem Durchschnittsleser am meisten ins Auge fallenden Novelle «Der Tod in Tenero». Sie steht nicht hinter jenen zurück, die wir in alten und neuzeitlichen, das gleiche Thema behandelnden Schilderungen gelesen haben. Das Kolorit einer Landschaft und Bevölkerung, uns allen vertraut, trägt zum

Wahrhaftigkeitsgehalt aufs beste bei und macht uns die Novelle um das noch liebenswerter.

Sie ist gerade darum, weil sie in einer Umwelt sich abspielt, die dem Verfasser vertraut und teuer ist, eine kleine Meisternovelle geworden und zeigt, wieviel ihm künftighin vergönnt sein wird, wenn er diese künstlerische Voraussetzung beachtet.

Auch die zweite der Geschichten, «Die Straße des Ruhmes», gehört zu den erlebten, gehört insofern dazu, als sie in der Welt der Klänge sich bewegt. Die Figuren sind so plastisch, daß man sie nicht mehr vergißt; sowohl die an die Töne sich verlierenden, wie auch die herzenskalten.

«Maria und Irene», die zweitletzte Novelle, weist wieder so lebensnahe Gestalten auf, daß, begegnete man ihnen irgendwo, man sie an Hand der Schilderungen wiedererkennen würde. Das ist aber keineswegs eine photographische Treue, sondern eine rein künstlerische Begabung, durch die dieser Vorzug erreicht wird. Doch ist man hie und da versucht, den Setzerkasten umzustülpen, um alle überzähligen Eigenschaftsworte herausfallen zu lassen. Die Figur Silvio wünscht man mit mehr Zurückhaltung behandelt zu sehen und das nicht nur darum, weil sie einige porträtähnliche Züge aufzuweisen hat, sondern auch darum, weil sie als Mittelpunkt ohnehin schon den Blick auf sich zieht und eine tagebuchartige Behandlung erfordert.

«Tropische Romanze» gewinnt beim Lesen mehr und mehr Atmosphäre. Irgendwie entspricht sie dem Wesen des Verfassers. Aber Verwirrungen der tropischen Natur, wie sie am Schlusse der vorgenannten Schilderung stehen, haben Anspruch auf schonende Behandlung, ganz besonders, wo es sich um keine naturwissenschaftliche Abhandlung, sondern um eine poetische Schilderung handelt.

«Der Tannhuser», eine Novelle aus der Biedermeierzeit, weist wieder ausgesprochenes Können auf und besitzt einen liebenswerten Grundton, den die St.-Galler gewiß nicht ungehört verklingen lassen.

«Maria und Irene» mag uns vielleicht in einer Abwandlung schon als elegische Gestalt in Stein gehauen, von Licht und Schatten umspielt, am Eingang eines Friedhofes begegnet sein. Doch tut dies dem Ganzen keinen Eintrag, im Gegenteil: gleichnishaft soll manches werden.

Der Stoff, der in der Novelle «Die Rosen der Magdalena Merlin» behandelt wird, setzt das Wissen um die Zwiespältigkeit desselben voraus. Wenn der Verfasser es aber besitzt, wird er es äußerst behutsam ausbreiten.

Wenn wir nun aber die Einwände, die wohl bei jedem Buche der Gegenwart zu machen sind, vorgebracht haben, dürfen wir uns seinen ebenfalls mitgeteilten, ins Auge fallenden Vorzügen zuwenden und ihnen die gebührende Aufnahme wünschen.

REGINA ULLMANN